

Zeitzeugnis



Universum Universität

**Akademische Episoden
aus fünf Jahrzehnten**

Helen Leuning

Helen Leuninger
Universum Universität

ZeitZeugnis

ZeitZeugnis.

Vitale Historiographien
aus den Wissenschaften

Hrsg. v. Hartwig Kalverkämper
Band 5

Helen Leuninger

Universum Universität

Akademische Episoden aus fünf Jahrzehnten

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Lucae-Brunnen vor der Alten Oper in Frankfurt a. M.
© helmutvogler – stock.adobe.com

ISBN 978-3-7329-0675-8
ISBN E-Book 978-3-7329-9314-7
ISSN 2365-2403

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Für all meine Studenten, Prüflinge,
Doktoranden und Mitarbeiter

Inhalt

Vorwort	11
Kapitel 1	
Die turbulenten 1970er Jahre	15
Einzug der Linguistik	15
Noch weitere Turbulenzen	18
Demokratisches?	19
Der Possitivismus (!)	20
Und heute?	21
Kapitel 2	
Feste, Fußball und Chefs	23
Kapitel 3	
Die Helikopter-Uni	27
Orientierungen 1.0	27
Orientierungen 2.0	28
Kapitel 4	
Prüfungen	31
Erstaunliches	31
Ein psychischer Kraftakt	33
Gegen die Regeln	34
Wissenswertes	35
Im Prüfungsmodus	35
Kleiner Exkurs: Ambiguität oder Teekesselchen	37
Missgeschicke	40

Kapitel 5	
Die Einsamkeit der Linguisten	43
Habilitationen	43
Bedeutsames Schweigen	45
Kapitel 6	
Die Studenten – ein munteres Völkchen	49
Neue Schuhe	49
Wolle und Erbsen	50
Ein neues Personal	51
Hungersnot und Dürre	52
Tafeln	53
Kapitel 7	
Mathematik und andere Mysterien	55
Wurzeln	55
Künstliche Intelligenz?	56
Schemata	58
Kapitel 8	
Sprechstunden – ein Kaleidoskop	61
Und zwar	61
Dialekte?	63
Noch mal Erbsen, ein unbekannter Philosoph und Verse ...	64
Unerwartete Beratung und ein Scheitern	66
Kapitel 9	
In den Fängen der „politischen Korrektheit“	69
„Wortspielereien“	69
Studenten, Studierende, Studierendinnen	70

Kapitel 10	
Cervelat – Das Schicksal von Publikationen	77
Kapitel 11	
Interdisziplinär – International	79
Interdisziplinäres	79
Internationales	80
Kapitel 12	
Alles auf Anfang	83
Versprecher als Einstieg	83
Let's move	87
Was ich nicht mehr geschafft habe	89
Noch ein paar Tricks	91
„Subjekt – Prädikat – Objekt“	93
Vertraute	95
Kapitel 13	
Vor und mit den „Credit Points“	97
Eine eigene Zeitschrift	97
Die Bachelors	100
Evaluationen	102
Genau und Keine Ahnung	102
Manches ging noch	103
Bachelor und Beruf?	105
Kapitel 14	
Hören und Sehen	107
Traditionelles	107
Overhead-Projektoren und Folien	108

Laptop, Sticks und Power-Point-Präsentationen 111

Kapitel 15

Wer Visionen hat 113

„Ohne Sprache war ich verloren“ 113

„Die Sprache ist das Haus des Seins“ 114

Sprachdidaktik 1.0 117

Lippenlesen? 118

Inklusion 119

Sprachdidaktik 2.0 121

Im Chor der Gehörlosen 123

Kinder und Gebärdensprache 124

Geschafft! 125

Kapitel 16

Freiheit von Forschung und Lehre 127

Eingeweihte Kreise 128

Medien 129

Gutachten 130

Drittmittel 132

Gastprofessuren und eine Präsidentschaft 135

Kapitel 17

„Bereit zum Abschied sein und Neubeginne“ 137

Kapitel 18

Was bleibt? 139

Literatur 141

Vorwort

Lange habe ich überlegt, welches Format dieses Buch bekommen sollte. Ich entschied mich für eine Episodensammlung, in der Annahme, dass sich der eine oder andere Kollege in den Geschichten irgendwie wiederfinden könnte, weil er Vergleichbares erfahren hatte. Die Geschichten also, die ich nun erzähle, sollen ein Schlaglicht auf die drei Phasen meiner akademischen Laufbahn von 1970 bis 2010 werfen, auf Typisches, denn diese Zeit war geprägt von einigen dramatischen Veränderungen, von den Ausläufern der Studentenbewegung über ein Stadium wirklicher akademischer Freiheit der Magisterstudiengänge bis hin zu der neuen Ideologie (?), den Bachelor- und Masterstudiengängen und der Veränderung der universitären Verfasstheit. Technische „Wegbegleiter“ in diesen drei Phasen waren analog die Matrizen und die Folien und digital die Power-Point-Präsentationen.

Eins noch vorab. Spezielle Erfahrungen als Hochschul-lehrerin habe ich nicht gemacht. Gelegentlich wurde meine Kleidung, heute Outfit genannt, kommentiert. Dritte-Welt-Pullover und Latzhosen habe ich nie getragen (das waren ziemlich kratzige Pullover in tristen Farben). Beschrieben wurde ich des Öfteren: die Leuninger mit dem Hund!

„Schreiben ist nicht schön, geschrieben haben ist schön“, sagte einmal Hellmuth Karasek in einem Interview. Da ist schon was dran, aber für mich stimmt es nicht ganz. Denn während meines Schreibens wurde quasi Verschüttetes wieder ans Tageslicht gebracht, so, als ob Inhalte meines episodischen Gedächtnisses durch das gerade Geschilderte deblockiert worden wären. Insofern ist Schreiben schön. Ob Geschrieben haben schön ist, überlasse ich dem Leser.

Während meines Studiums an der Universität Frankfurt am Main von 1964 bis 1969 in Anglistik, Romanistik, Germanistik und Philosophie wurden keine Veranstaltungen zur Linguistik angeboten. Mit der Literaturwissenschaft tat ich mich schwer, irgendwie gelangen mir nie angemessene Inter-

pretationen. Nachdem ich mich durch literaturwissenschaftliche Arbeiten buchstäblich hindurch gequält hatte, entdeckte ich zufällig in der Bibliothek des Romanischen Seminars das Buch, das alles veränderte: Ferdinand de Saussure: „Cours de Linguistique Générale“ (1915). Ich verschlang es, begeistert, ja verzaubert, dass man so klar und strukturiert über Sprache schreiben kann. Und bald darauf gründeten einige Mitarbeiter und Doktoranden des romanistischen Lehrstuhlinhabers sowie Mitarbeiter anderer Institute eine linguistische Arbeitsgruppe, den Frankfurter Kreis Junger Linguisten, und wir begannen, uns in die Geheimnisse der generativen Grammatik einzuarbeiten, zunächst anhand von Noam Chomskys Arbeit „Syntactic Structures“ (1957), von vielen Wissenschaftlern als Beginn einer linguistischen Revolution eingeschätzt. Übrigens mussten wir uns heimlich treffen, denn besagter Lehrstuhlinhaber sah eine Beschäftigung mit der modernen Linguistik, die für seine Vorstellung von Sprachwissenschaft in gewisser Weise bedrohlich war, äußerst ungern, um das Mindeste zu sagen.

Ich war also und bin eigentlich Autodidakt, vielleicht erklärt dies meine unbeirrbar Begeisterung für die Linguistik, trotz vieler Niederschläge, beigebracht von ganz unterschiedlichen Seiten, von einem Hochschullehrer, Vertreter der traditionellen Sprachwissenschaft, der meine Dissertation über einen Vergleich mittelalterlicher mit generativer Sprachtheorie ganz schlecht fand, und von Studenten der Universität Gießen, die mich bei einem Bewerbungshearing buchstäblich niedergemacht hatten, weil ich etwas über die Beziehung von Kompetenz und Performanz vorgetragen hatte. Viele Begebenheiten, über die ich hier berichten werde, folgen irgendwie diesem Muster.

In meiner 40-jährigen Amtszeit an der Universität Frankfurt (von 1970 bis 2010) habe ich vieles er- und durchlebt; zunächst musste ich in den ersten Jahren, den turbulenten, durch den „Uni-TÜV“ und erlernen, wie ich mit den Ausläufern der Studentenbewegung klar komme und wie ich gelassen mit all dem umgehen kann. Für die kommende Zeit war das

wirklich eine Prüfung, sie hat geholfen. Aber danach kam ich ins „Paradies“, als das Studium und die Studenten viel Raum für Kreativität zuließen. Routine stellte sich allmählich ein und obendrein Humor beim Unterrichten. Letzteres habe ich mir jedoch nicht von Kollegen abgeschaut, sondern von einem kriegsblinden Mann, der es schaffte, aus den alltäglichsten Situationen etwas Lustiges oder Außergewöhnliches herauszuziehen. Dieses Rüstzeug habe ich auch in der „ordentlichen“ Phase, als die Bachelor-Studiengänge die kreativen Räume enger machten, unverdrossen beibehalten.

Über meine Zeit an der Universität berichte ich also in Episoden, die für die jeweiligen Stadien typisch waren, von der Matrize zur Power-Point-Präsentation. In gewisser Hinsicht ist alles wie ein Puzzle aufgebaut, und ich hoffe, dass viele Kollegen, wenn sie denn Leser sind, aber natürlich auch alle anderen, die Teile nach und nach zusammensetzen können. Vielleicht fehlt manchmal ein Puzzlestückchen, aber das macht nichts. Tilman Allerts Buch „Gruß aus der Küche“ hat als Untertitel „Soziologie der kleinen Dinge“. Ähnlich verstehe ich meine „kleinen Dinge“, sie spannen hoffentlich Horizonte auf und können vielleicht auf wundersame Art und Weise nicht immer groß, aber zumindest etwas größer werden.

Noch zwei Anmerkungen zum Schluss: Ich verwende zur Bezeichnung von Personen durchweg die maskuline Form, es sei denn, ich beziehe mich explizit auf eine Frau. Falsche Neologismen wie „Studierende“ benutze ich nicht. Die Gründe dafür erläutere ich später (in Kapitel 9). Und zweitens noch: Gelegentlich gehen die Gäule mit mir durch, und ich verliere mich vielleicht allzu sehr in linguistischen Überlegungen, die natürlich auch Teil meiner akademischen Historie sind. Da die Linguistik aber ein Meilenstein in der Entwicklung der Germanistik an der Goethe-Universität war, mag man mir das verzeihen.

Frank Sinatra besang die Rückschau auf ein Leben in dem berührenden Song „I did it my way“, und davon könnte für meine Erfahrungen ein treffendes Motto sein: „I’ve lived a life that’s full, [...] And did it my way.“

Kapitel 1

Die turbulenten 1970er Jahre

Einzug der Linguistik

Ein Ergebnis der Studentenbewegung war die Forderung, Linguistik in das Studienangebot der Germanistik der Universität Frankfurt aufzunehmen, wohl in der irrigen Annahme, damit die „bürgerliche Literaturwissenschaft“ zu unterhöheln. Man bezog sich dabei auf die Texte im berühmten „Kursbuch 5“ (1966), in dem u. a. in Beiträgen von Jakobson, Bierwisch, Barthes und Tynjanow der Strukturalismus in Deutschland aus der Taufe gehoben wurde. Recht zügig, jedenfalls deutlich zügiger als bei späteren Berufungsverfahren, wurden zwei wissenschaftliche Mitarbeiter im Jahre 1970 eingestellt, einer davon war ich, mit einer Bewerbung, die nichts weiter als ein kurzes Anschreiben, mein Abitur- und Promotionszeugnis enthielt, nicht ahnend, was mich alles erwarten würde.

Nur am Rande möchte ich erwähnen, dass ich mich kurz nach meiner Einstellung an der Universität Frankfurt an der TU Berlin beworben hatte. Ich wurde tatsächlich zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen. Und was sah ich ausgehängt an der Eingangstür des Instituts: mein Abiturzeugnis! Datenschutz war damals wohl noch ein unbekanntes Kompositum. Lustig war auch, dass ich hinterher erfuhr, welche Vorstellung sich die Teilnehmer der Berufungskommission von mir gemacht hatten: Die Leuninger müsse ein Pummel sein – ich hatte in Sport die Note „befriedigend“. Dass diese Annahme nicht zutraf, war sicher nicht der Grund, dass ich nicht in die engere Wahl kam.

Doch nun zurück zu der Frankfurter Zeit. Technisch neu für mich waren die „Papers“, die man mit Matrizen erstellen (durchnudeln) musste. Gedeckte Kleidung war empfehlenswert, denn bei der Herstellung der Kopien wurde man des Öfteren blau (nicht vom Alkohol, sondern von der Kopier-